

Warum ich Christ bin

26 Antworten von Persönlichkeiten
der Gegenwart

Herausgegeben von
Predrag Bukovec und Christoph Tröbinger

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Alle Rechte vorbehalten
© 2019 Patmos Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Patmos
in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller
Umschlagabbildung: © weigand / photocase.de
Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern
Druck: CPI books GmbH, Leck
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-8436-1126-8

Inhalt

Geleitwort	9
CHRISTOPH KARDINAL SCHÖNBORN	
Einleitung der Herausgeber	11
PREDRAG BUKOVEC, CHRISTOPH TRÖBINGER	
Bin ich überhaupt ein Christ?	41
BURKHARD WEITZ	
Zu Unrecht nicht schweigen	55
ANNETTE GROTH	
Widerständigkeit, die wesentlich dazugehört	66
JOHANN MARTE	
Eine schöpferische Minderheit	91
BISCHOF GERHARD FEIGE	
Zwischen Babel und Compassion – Politik und Religion	108
ERHARD BUSEK	
Persönliches Handeln, persönliche Haltung	122
HERTA DÄUBLER-GMELIN	
Die Vielfalt christlicher Existenz	132
FELIX BUTSCHEK	

Dogmatik und freie Gottesbeziehung	145
CHRISTIAN EGTS	
»Was ich bin, das wirst du sein«.....	160
ANDREAS KUHNLEIN	
Keine Frage zwischen Tür und Angel	169
ALOIS BRANDSTETTER	
Vielleicht gibt es den Himmel doch	181
JOHANNES RÖSER	
Naturwissenschaft und Glaube – Der Widerspruch muss sein	193
HERBERT PIETSCHMANN	
Ein metaphysischer Sonderling?	206
MICHAEL LANDAU	
Von der Würde menschlichen Lebens	223
GEORG FRABERGER	
Hängt Glaube an der Durchblutung des betreffenden Hirnareals?	230
RALF WEIGEL	
Weil es Sinn macht	241
SIGRID MÜLLER	
In die Liturgie werden wir hineingezogen	258
DOROTHEA HASPELMATH-FINATTI	

An diesem Ewigkeitsmoment teilnehmen	267
METROPOLIT ARSENIOS VON AUSTRIA	
Ein Gebot, alle Menschen zu lieben	278
REZA ELIAS AHMADI	
Glauben heißt bekennen und vertrauen	281
AHO SHEMUNKASHO	
Freiraum für Gewissensentscheidungen	295
ECKHARD FISCHER	
Meine Liebe zur Bibel	308
HERMANN LICHTENBERGER	
Ich habe ihn gesucht	314
SARAH MANUEL	
Mitleid mit dem lieben Gott	324
INGEBORG EPSTEIN	
Der Same des Glaubens wurde in der Kindheit gelegt	334
MARIJA JANDROKOVIĆ	
Nie allein	346
CHRISTINA DIETL	
Dank	360

Geleitwort

CHRISTOPH KARDINAL SCHÖNBORN

Prof. Dr. CHRISTOPH SCHÖNBORN, Dominikaner, ist seit 1995 Erzbischof von Wien, seit 1998 Kardinal und Vorsitzender der Österreichischen Bischofskonferenz.

Das Interesse am Christentum ist ungebrochen. Im Jahr 2017, einem »Rekordjahr«, gab es in Österreich 863 Erwachsenentaufen. Für mich sind es jedes Mal ganz besonders freudige und bewegende Momente, wenn in der Osternacht Erwachsene im Stephansdom die Taufe empfangen. Die Begeisterung und die Entschiedenheit der Menschen, die sich intensiv auf diese Feier vorbereitet haben und nun mit einem klaren Ja ihren Glauben an Jesus Christus bekennen, berühren mich. Jeder Täufling bringt eine eigene, oftmals verschlungene Glaubensbiografie und eine ganz persönliche Antwort auf die Frage mit: Warum werde ich Christ? Diese Menschen zeigen mir: Der Glaube ist ein Geschenk Gottes und ein Weg, auf den man geführt wird. Das Wichtigste dabei ist die persönliche Beziehung zu Jesus Christus. Diese Beziehung verändert das Leben jedes Christen.

Die Taufe ist das Tor zum Christentum. Bei den meisten Christen fand die Taufe in der Kindheit statt. Wichtig ist, was danach kommt. Gelebtes Christentum hat etwas mit Entschei-

dung zu tun. Warum bin ich Christ? – Diese Frage dürfen sich daher auch »routinierte« Christen immer wieder neu stellen.

Wie unterschiedlich die Antworten auf diese einfache, aber entscheidende Frage ausfallen können, zeigen die folgenden, berührenden Einzelzeugnisse von Katholikinnen und Katholiken, Protestantinnen und Protestanten sowie orthodoxen Christinnen und Christen aus verschiedenen Lebenskontexten. Sie alle eint ein erstes Angesprochensein, ein Angerührtsein von Gott, dessen Ruf unserer Antwort im Glauben immer schon vorausgeht.

Mutige Bekenntnisse regen zum Nachdenken an. Sie laden zur Vergewisserung und eigenen Standortbestimmung, zur persönlichen Beantwortung der Frage ein: Warum bin ich Christ? Sie können aber auch Neugier auf eine Religion wecken, in deren Zentrum die Beziehung zur Person Jesu Christi steht. Möge die Lektüre viele Menschen ermutigen, Spuren Gottes im eigenen Leben zu entdecken.

+Christoph Kard-Schönborn

Einleitung der Herausgeber

PREDRAG BUKOVEC, CHRISTOPH TRÖBINGER

Dr. PREDRAG BUKOVEC ist Universitätsassistent am Institut für Historische Theologie (Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien; er habilitiert sich an der Universität Regensburg; CHRISTOPH TRÖBINGER, B.A., M.A., ist Universitätsassistent am Institut für Systematische Theologie und Ethik (Sozialethik) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien; er promoviert ebenda.

1. Das Projekt »Warum ich Christ bin«

»Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt« (1 Petr 3,15). Dieser Aufruf zur Verantwortung, die vor anderen abzulegen ist, dient als Motto für das vorliegende Buch. Denn es steht die Frage nach den maßgeblichen persönlichen Gründen im Zentrum, die das Bekenntnis zum Christentum (in seinen verschiedenen Formen) stets aufs Neue bestätigen. Wobei Gründe nicht auf »Zwecke« oder »Ursachen« abzielen. Das sei in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben. Denn, und die Beiträge betonen das stets, wenn man hinsichtlich des eigenen Glaubens nach den Gründen gefragt wird, so verändert sich auch der Sinn des Begründens selbst – eine Kausalkette wird man im keinem der

Aufsätze finden. Stattdessen wird oft erzählt und immer mit dem Anfang angefangen: einer Geburt. Die Gründe und ihre Verwobenheit mit den je individuellen Lebensgeschichten sind es, die uns hier interessiert haben und die der Verfasser des Ersten Petrusbriefes nicht zu verheimlichen aufruft.

Das Motto bringt auch eine wichtige Spannung zum Ausdruck: Einerseits wird darauf hingewiesen, dass der Glaube einer subjektiven Komponente aufruft, die den Charakter der bewussten Entscheidung hat und damit überhaupt erst in die Lage versetzt, davon Rechenschaft abzulegen. Auf der anderen Seite sind aber diese Gründe nichts, was sich der Mitteilbarkeit oder der Nachvollziehbarkeit durch andere völlig entzöge. Es handelt sich dabei um eine intersubjektive Komponente, die die Einsehbarkeit des Bekenntnisses für andere ausmacht. Diese Spannung ruft zur Selbstverortung auf, die als Aufgabe an jeden Christen und jede Christin gerichtet war, ist und sein wird.

Heute, mit Blick auf die Gegenwart pluralistischer Gesellschaften in Europa, hat diese Forderung etwas Selbstevidentes an sich: Gilt es nicht geradezu als Pflicht im Austausch mit anderen Kulturen, Religionen und Konfessionen, Rechenschaft ablegen zu können über den eigenen Glauben sowie sich seines eigenen Standortes zu versichern?

Vor 40 Jahren hat der renommierte Gräzist und Literaturwissenschaftler Walter Jens darum ein Buch herausgegeben, das dieser Sachlage Rechnung trug unter dem Titel »Warum ich Christ bin«.¹ 1979 hatte er 24 Persönlichkeiten, vor allem katho-

1 Siehe: Walter Jens (Hg.): Warum ich Christ bin, München: Kindler 1979.

lischer und evangelischer Konfession, um eine etwa zehneitige Antwort auf die im Titel gestellte Frage gebeten, allesamt mehr oder weniger bekannte BerufstheologInnen. Das besondere Interesse des Herausgebers bestand an der »Realitätsbestimmtheit« und »Frische«, dem »Konkreten«, wie er in seinem Vorwort schreibt: »denn hier wird *ich* gesagt und nicht *man*; hier erzählt ein jeder, direkt oder indirekt von sich selbst«. ²

Mit dem vorliegenden Band knüpfen wir an dieses Projekt von Walter Jens an, unterscheiden uns aber auch davon, nicht zuletzt deshalb, um eine historische Veränderung herauszustreichen, der nach Ansicht der Herausgeber das Christsein der Gegenwart unterliegt.

Der von Jens forcierte Ansatz hat heute eine größere Aktualität denn je: Seit der Jahrtausendwende etwa nimmt in immer mehr theologischen Fächern die Erkenntnis zu, dass *Narrativität* einen komplementären Zugang zu den klassischen methodischen Herangehensweisen darstellt. Das Erzählen basiert auf anderen Kriterien und berührt die Argumentation nicht nur auf der diskursiven Ebene: Mit Hilfe der Narrativität bzw. einer Narrativen Theologie gelingt es, die motivationalen und emotiven Parameter zum Gegenstand der Forschung zu machen. In einem der Beiträge formuliert einer der Autoren folgenden Satz, der das auf den Punkt bringt: »Ich wünsche mir, dass man mir eines Tages nachsagen kann, ich sei ein Christ gewesen.« Dieser Satz bringt die Unmöglichkeit zum Ausdruck, diese Frage mit einem Kriterienkatalog zu beantworten, der das Christsein ge-

2 Ebd., 10.

wissermaßen vollständig mache. Christsein ist etwas, so interpretieren wir den Satz, das sich stets erfüllt, aber immer auch erst erfüllt haben wird. Das letzte Urteil darüber steht nicht uns selbst zu. Darum liegt in der Frage, warum ich Christ bin, immer auch etwas Provokantes – wie in der Frage: »Warum liebst du mich?«

Ein Traktat, der Argumente im Zwiegespräch mit den Einsprüchen abwägt und schließlich in eine, den Regeln der Logik gemäße, deduzierbare Schlussfolgerung mündet, scheint in diesem Zusammenhang nicht die angemessene Form. Das vorliegende Projekt möchte daher die narrative Dimension der fundamentaltheologischen Grundfrage nach dem Glauben in den Vordergrund rücken und dabei für Leser sowie Leserinnen zugänglich machen. Die hier vorgelegte Auswahl von nach divergierenden Kriterien³ ausgewählten Autorinnen und Autoren zeigt, wie die Fragestellung im Sinne individueller *Lebensgeschichten* angegangen wird.

Die bei der Auswahl der Autorinnen und Autoren leitenden Kriterien ergeben ein Bild von *Stimmen der Christen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen und christlichen Kontexten*. Dazu haben die Herausgeber Vertreterinnen und Vertreter aus dem Bereich der Kirche und Theologie, aber auch der Kunst, Politik, Wirtschaft, Medizin und aus dem Bildungswesen um Beiträge angefragt. Dabei war es ein besonderes Anliegen, auch solche Stimmen vernehmbar zu machen, die medial kaum

3 Diese Kriterien sind im Wesentlichen: Alter, Geschlecht, Beruf(ung), Konfession. Wichtig war uns bei der Auswahl, dass Stimmen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen vertreten sind.

eine Chance haben, gebührend wahrgenommen zu werden. Es handelt sich um eine bewusste Stichprobenauswahl, die eine Repräsentanz der gesellschaftlichen Gruppen widerspiegeln soll. Diese Diversität drückt die Komplexität und Vielfalt von kontextuellen Zugängen zumindest für den deutschsprachigen Raum aus. Und dennoch bleibt im Rahmen dieser Vorentscheidung jeder Beitrag individuell und eigenständig.

Ein weiteres Motiv, das genannte Projekt heute wiederaufzunehmen und weiterzuentwickeln, ist dem historischen Kontext geschuldet. Während es Ende der 1970er-Jahre noch als mehr oder weniger ausgemacht galt, dass die Religion der Eltern und Großeltern an künftige Generationen weitergegeben wird, steht diese Tradition heute zunehmend infrage. Als Übergang »vom Traditionschristentum zum Entscheidungschristentum« hat es der Wiener Erzbischof, Christoph Kardinal Schönborn, bezeichnet.⁴ Auch wenn dieser Übergang nicht in der Weise eines klaren Schnittes bestimmt werden kann, zeichnet sich eine Veränderung ab, die sich in der Situation der von uns angefragten Autorinnen und Autoren widerspiegelt.

Damit versuchen wir für das Buch insgesamt und jede Autorin bzw. jeder Autor für den eigenen Beitrag der im Motto zum Ausdruck gebrachten Spannung Rechnung zu tragen, indem – erstens – die Perspektive auf die differenzierte gesell-

4 Zitiert nach Andreas R. Batlogg: Vom Traditions- zum Entscheidungschristentum, in: StdZ 3/2011, 146–147; verfügbar unter: http://www.stimmen-derzeit.com/zeitschrift/archiv/beitrag_details?k_beitrag=2796450&query_start=1&k_produkt=2801006 [24.09.2018].

schaftliche Realität jenseits der »christlichen Reflexionselite«⁵ erweitert wurde und – zweitens – biografische Zugänge zur christlichen Identität in den Vordergrund gestellt wurden. Aus den Beiträgen ergeben sich damit verschiedene, je individuell geprägte Zugänge zum Christsein, die in ihren Motiven und Grundannahmen einander widersprechen, ja teilweise sogar im Widerstreit liegen.

Unsere Aufgabe sehen wir als Herausgeber darin, diesen Stimmen einen Ort zu geben, wo dies eigens zum Thema wird und Leserinnen und Leser sich darin finden, dem widersprechen oder ins Gespräch kommen können. Ziel ist, ein – wenn auch unvollständiges – Bild der Diversität des (deutschsprachigen) Christseins unter den Voraussetzungen der Gegenwart zu geben. Die folgenden Abschnitte der Einleitung versuchen, die Beiträge nach Leitmotiven zu befragen und eine mögliche Systematisierung in thematische Rubriken anzubieten. Hier sind wir als Herausgeber zunächst einmal Leser und sind uns der subjektiven Wahrnehmung durchaus bewusst.

2. Gottesbeziehung

Das Christentum als Religion spricht von einem persönlichen Gott, der sich den Menschen offenbart. Der Schöpfungsglaube

5 So schreibt Johann Baptist Metz in einem Brief an W. Jens, der in dem oben zitierten Band mitabgedruckt wurde. Siehe: Johann Baptist Metz: Zu Lasten der Nichtgefragten. Ein Brief mit Rückfragen, in: Walter Jens (Hg.): Warum ich Christ bin, München: Kindler 1979, 253–263, hier 254.

geht aber auch davon aus, dass dieser Gott die Welt ins Dasein gesetzt hat und an der Schöpfung als ihr Urheber erkannt werden kann. Beide Zugänge sind unter den Beiträgen vertreten.

Die Reflexion über die grundlegenden Aussagen von kulturellen Weltbildern in West und Fernost wirkt sich auch auf die Interpretation naturwissenschaftlicher Einsichten aus. Paradoxien müssen nicht das Ende philosophischen Nachdenkens sein, sondern können einbezogen werden als Möglichkeiten negativ-theologischen Staunens über die Konstitution des Kosmos. Annäherungen an Gott sind als Option und Grenzaussage gegeben (*H. Pietschmann*). Die Naturwissenschaften können aber genauso als Entzauberung der Welt erlebt werden (*R. Weigel*). Dass das Christentum zwei Arten des Zugangs zu Gott kennt, neben einem persönlichen auch einen wissenschaftlichen (*fides et ratio*), kann als Komplementarität verstanden werden und Sicherheit geben (*S. Müller*). Die Frage ist aber immer: »Wie lassen sich notwendige Dogmatik und freie Gottesbeziehung sinnvoll und lebensnah miteinander vereinbaren?« (*Ch. Egts*).

Das Christsein ist ein Bekenntnis, hinter dem eine Beziehung zu einem Du steht. Der persönliche Glaube an ein Gegenüber, Gott, ist individuell und Teil der Lebenserfahrung. Da die Religiosität mit der eigenen Sozialisation zu tun hat, wurzelt der Glaube bei vielen oft in der Kindheit. Die Nähe Gottes begegnet in der kindlichen Erfahrung von Geborgenheit und Vertrauen in elterlichen Beziehungen, der himmlische Vater kann erfahren werden als großer Trost beim Verlust des irdischen Vaters (*Ch. Dietl, M. Jandroković*). Begegnung mit Gott erfolgt ebenso in der Heilsgeschichte, der Bibel und ihren Erzählungen über

Jesus Christus (*S. Manuel*); diese können im Erwachsenenalter auch Grund für die Hinwendung zum Christentum sein (*R. E. Abmadi*). In jedem Fall wird von den meisten Autorinnen und Autoren die religiöse Sozialisation und das Umfeld, in das man hineingeboren wird, als wichtiger Faktor der eigenen Religiosität angegeben und vorausgesetzt. Die Reflexion über die eigene familiäre, christliche Herkunft kann mehrere Generationen umfassen und Bedeutung gewinnen (*H. Lichtenberger*).

Von Kindheitserlebnissen erzählt auch *I. Epstein*. Der Zweite Weltkrieg führte zum »Mitleid« mit Gott, der sich nach der »Logik« der Erwachsenen ja entscheiden müsste, welche Kinder Er mehr lieb hat – die des Feindes oder des eigenen Volkes. Kinderglauben kann theologisch-moralische Irrwege von Erwachsenen durchschauen und aus Gottes Augen das Freund-Feind-Schema sprengen. Mit dem Gottesbild des liebenden und gnädigen Gottes kann eine das ganze Leben tragende Beziehung entstehen, die Gelassenheit und Fröhlichkeit bringt.

M. Jandroković, als Religionslehrerin und -pädagogin mit der Wichtigkeit der religiösen Sozialisation betraut, reflektiert einfühlsam den kindlichen Glauben, den sie als Fundament ihrer Gottesbeziehung porträtiert. Vertrauen und Schutz im Leben bilden zentrale Erfahrungswerte. Eine ähnliche Ausgangssituation verbindet sie mit *Cb. Dietl*, die aber einen Sprung vom Kindes- zum Erwachsenenglauben an sich selbst beobachtet durch den familiären Todesfall – parallel zum beschleunigten Erwachsenwerden im übrigen Leben. Aber auch bei ihr bilden Sicherheit und absolutes Vertrauen die Basis der Beziehung zu Gott. Die besonderen Umstände konnten die Entfernung vom

Glauben verhindern in einer Lebensphase, in welcher für viele Jugendliche der Kirchenbezug endet und der kindliche Glaube nicht mehr mit dem Weltbild vereinbart werden kann.

S. Manuel erlebte die Adoleszenz im Gegenteil als Lebenskrise und Ringen mit Gott. Die ehrlich und offen beschriebene Krise, die Gefühle des Verlassenseins, der Verzweiflung und der schmerzenden Stille Gottes führten zu einem langen inneren Kampf. Die Konfrontation erfolgte anhand der biblischen Botschaft; sie ist es dann auch (in dem Fall: die Trauer Jesu), die einen Ausweg und eine erneuerte und gestärkte Gottesbeziehung ermöglichte.

Für *E. Fischer* besteht retrospektiv der Unterschied zwischen Kindheits- und Erwachsenenglauben darin, dass die absolute Transzendenz Gottes neu reflektiert wird: Kindliche Bilderwelten wie der Gott im Himmel und das nächtliche Sternenzelt haben ihre Berechtigung, werden schließlich jedoch in ihrer Symbolik erkannt. Für den Autor ist eine Dialektik im Glauben auszuhalten, die er anhand des Bildkonzepts festmacht: »Wir greifen hilfsweise auf Bilder zurück, um uns mit einer Dimension auseinanderzusetzen, die uns direkt nicht zugänglich ist.« Doch besteht der Spagat seines Erachtens darin, das biblische Bilderverbot radikal ernst zu nehmen und das immanente Bild nicht mit dem transzendenten Gott ineinzusetzen, ihn dadurch zu einem Götzen zu machen. Fischer bringt so einen wichtigen Aspekt in die Diskussion ein: Auch in Bezug auf die persönliche Gottesbeziehung ist der radikale Unterschied zwischen Immanenz und Transzendenz immer gegeben: »Gottesbilder sind für manche Menschen das, was Laternen für den Betrunknen sind:

Sie dienen mehr zum Festhalten als zur Erleuchtung.« Dasselbe gilt auch für den Tod und die Frage nach dem postmortalen Geschick – beides wird, wie Fischer betont, in Bildern des eigentlich Unbeschreibbaren wiedergegeben.

Ähnliche Gedanken äußert *J. Röser*, der die konstitutive Entzogenheit jedweder konkreten Gottesvorstellung geltend macht: »Der Mut zur Ewigkeit kehrt zurück in dem Maße, in dem wir uns unserer Endlichkeit bewusst werden.« Damit sind wir schon beim nächsten Themenfeld:

3. Sterblichkeit

Für mehr als die Hälfte der Autorinnen und Autoren bildet das Moment der Sterblichkeit eine entscheidende Größe für ihr Christsein. Auf die Bedeutung dieser menschlichen Grundkon-
dition wird in unterschiedlicher Ausführlichkeit eingegangen, sie spielt eine je individuell gewichtete Rolle. Auch ist biogra-
fisch bedingt, in welcher Facette die Sterblichkeit erfahren wurde.

In jedem Fall stellt das Faktum, dass jeder Mensch stirbt, den Einzelnen vor die Sinnfrage. Wie *Ch. Egts* es ausdrückt, kann man sich nicht »aus der Affäre ziehen«; wenn etwas in unserem Leben uns immer wieder mit seinem Sinn konfrontiert, dann ist es der Tod. Sei es diese generelle Erkenntnis oder ein erschütterndes Erlebnis im Leben, das als schmerzhafteste Kon-
trasterfahrung einen selbst infrage stellt – die existenzielle Di-
mension und das Wohin und Woher sind unmittelbar präsent.

Darin ähnelt der Tod anderen Katastrophen wie Krieg oder Hunger (*Ch. Dietl*). Selbst ein unscheinbares Foto, auf dem ein Grabkreuz mit Inschrift abgebildet ist, kann ungeahnte Reflexionsprozesse auslösen, die zum Glauben zurückfinden lassen (*A. Kubnlein*). Diesem »Memento mori« als Anfrage an das Leben durch die Negativität des Todes kann, positiv gewendet, das Staunen gegenüberstehen, dass die Existenz selbst schon das größte Wunder ist. Dies entspricht einem inneren Impuls, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, und welchem man traut (*J. Röser*).

In der Erfahrung schwerer Krankheit wird der Aspekt der Sterblichkeit virulent, die Vulnerabilität des Menschen verweist auf die Endlichkeit unseres Daseins. Eine Heilung kann den hohen Wert des Lebens neu bestimmen helfen, reflektiert dabei gerade auch seine Verletzbarkeit (*A. Brandstetter*). Die Gesundheit als Grundgut wird für viele Menschen lange als gegeben erfahren, bis ein Unfall oder eine Krankheit die Selbstverständlichkeiten aufheben und schiere Machtlosigkeit gefühlt wird. Für andere ist diese Situation ein permanenter Lebensbegleiter: Das versehrte Leben, ein Leben mit Behinderung, sensibilisiert besonders intensiv für die Sinnfragen, für den Wert des und jedes einzelnen Lebens und für die Tiefendimension der Menschenwürde (*G. Fraberger*).

G. Fraberger und *R. Weigel* ist gemeinsam, dass sie in ihrem beruflichen Alltag im Krankenhaus – als Psychologe bzw. Arzt – mit dem Tod ständig konfrontiert sind. Die täglich erfahrene Todesnähe und die eigene Menschlichkeit können zu Demut führen. Die Feststellung von Diagnosen und die Inkenntnis-

zung des Patienten und seiner Angehörigen ist weit mehr als nur ein rein routinierter Akt. Dies steht gleichzeitig in einer kritischen Spannung zu den Rationalisierungsprozessen und der Formalisierung im Gesundheitswesen. Die notwendige Effizienz moderner Medizin hat als komplementäres Problem die nicht nur ethische, sondern zutiefst und zuallererst existenzielle Auseinandersetzung um den Wert des Lebens und die Grundbedürfnisse des Menschen gerade in seiner Gebrechlichkeit, Angst und dem Leiden.

Auch im Alltag der Kirche sind Tod und Trauer gegeben. Wie *Ch. Dietl* konnte Bischof *G. Feige* schon als Jugendlicher im Ministrantendienst bei Beerdigungen erfahren, dass Sterblichkeit und Trauer zum menschlichen Leben gehören. Dies ist ihm als wichtiger Eindruck in Erinnerung geblieben. Der Dienst an den Verstorbenen und ihren trauernden Hinterbliebenen ist ein Auftrag Christi und daher eine pastorale Aufgabe der Kirche. Gottes Liebe und christliche Solidarität – auch über den Tod hinaus – werden dabei in besonderer Weise im Gottesdienst erfahrbar.

Im Laufe des eigenen Lebens sterben nahe und geliebte Menschen. Der frühzeitige Tod eines Familienmitglieds kann die religiöse Sinnsuche für die weitere Biografie prägen. Die Hoffnung, dass sich die geliebte Person in Gottes schützender Fürsorge befindet, kann Trost im Glauben schenken und auch für die eigene Existenz diese Liebe Gottes erfahrbar machen. *Ch. Dietl* und *M. Jandroković* wurden durch den Verlust des Vaters zu Halbwaisen und geben Einblick in den persönlichen Rückhalt im Glauben, sei es als Würdigung des kindlichen

Glaubens bis hin zur Berufswahl oder als plötzlicher Sprung ins Erwachsenenleben und, damit einhergehend, in ein bleibendes Engagement in der Kirche. *Ch. Dietl* beobachtet, dass durch den persönlichen Schicksalsschlag gerade dann eine verstärkte Zuwendung zur Kirche stattfand, als sich die Mehrheit der Gleichaltrigen nach der Firmung von der Kirchenbindung löste. Für *M. Jandroković* ist Gott der liebende Vater Jesu Christi und durch Ihn der Menschen. Sie hat in ihrer eigenen Biografie das Potenzial des kindlichen Glaubens erfahren, das Urvertrauen und Gottesbild verbinden kann. Als Religionspädagogin und im Schulunterricht beobachtet sie, wie die Stärke des Glaubens vieler Erwachsener auf dem kindlichen Fundament ruht.

Das Miterleben der letzten Monate seiner Schwester lässt *B. Weitz* die religiöse Dimension der Sterblichkeit erkennen. Besonders die menschliche Größe, Stabilität und Hilfsbereitschaft für andere verleiht ihrem Sterben für ihn Würde und Vorbildlichkeit.

Im Alter rückt das eigene Ende in Reichweite. In christlicher Gelassenheit können *H. Pietschmann* und *I. Epstein* auf das Alter und die Irreversibilität des Sterbenmüssens blicken. Der christliche Glaube eröffnet eine Hoffnung von Gottes Ja zu unserer Existenz. Der Tod hat nicht das letzte Wort. Innerhalb weniger Jahre verstarben ein Sohn Ingeborg Epsteins und ihr Ehemann. Im christlichen Glauben weiß sie beide in Gottes Hand.

4. Liturgie und Kunst

Der Gottesdienst als rituelle Dimension des Christseins und komplexes ästhetisches Handlungsgefüge verbindet eine spezielle Form der gemeindlichen Gottesbeziehung mit der ästhetischen Gestalt möglicher religiöser Erfahrungen. Elemente der Liturgie können eine »Ahnung« der Transzendenz spüren lassen: die Erhabenheit von Gott, Welt und Ich *sub specie aeternitatis*.

Darin überschneidet sich die Liturgie mit der Kunst, aber auch dem wissenschaftlichen Staunen. So verstanden ist Sakralität eine Erfahrung, die im Gottesdienst gemacht werden kann und für den eigenen Glauben relevant ist (*J. Röser*). Liturgie (auch ihre Einzelaspekte wie der Kirchenbau) lädt ein zur Meditation und persönlichen Vertiefung; sie kann eine einzigartige Intimität mit sich und Gott bedeuten, die sich durch das ganze Leben zieht (*M. Jandroković*).

Als Mensch sind die Christin und der Christ ganzheitlich angesprochen, gerade auch in Bezug auf ihre Leiblichkeit. Beten und Feiern gehen über das rein Rationale weit hinaus und affizieren den eigenen Körper – »mit Herzen, Mund und Händen«, wie es im Kirchenlied heißt. Als Medium der Kommunikation mit Gott kann liturgisches Tun die besondere Nähe Gottes vermitteln (*D. Haspelmath-Finatti*).

Die Liturgie kann für einige als selbstverständliche persönliche Verwurzelung und unumstrittener Teil der christlichen Identität verstanden werden. Sie übersteigt den Einzelnen und hat eine gemeindliche, Generationen übergreifende und vor al-

lem relationale, gott-menschliche Dimension (Metropolit *Arse-nios, A. Shemunkasho*).

Doch wird auch die Ambivalenz des liturgischen Rituals gesehen. »Es legt uns Worte in den Mund, wenn wir aus uns selbst heraus keine finden; es gibt uns Aufgaben in die Hand, wenn wir aus uns selbst heraus keine Kraft zum Handeln mehr haben« (*Ch. Dietl*) – das ist die große Stärke des Gottesdienstes und die Kraft, aus der Dietl schöpft.

Gleichzeitig weiß sie aus ihrer eigenen Erfahrung als Ministrantin, dass in Zeiten »spiritueller Leere«, Zeiten des Zweifels und Unbehagens das fixe Ritual ein »Gefühl des Unwohlseins« provozieren kann. Liturgie kann in solchen Momenten auch fremd, lebensfremd wirken. Kontraproduktiv und seinem eigentlichen Wesen widersprechend wird der Gottesdienst, wenn er zu einem Formalismus erstarrt. Dann kann er sogar durchaus kritisch für die eigene religiöse Sozialisation gesehen werden (*S. Müller*).

Einen liturgischen Sitz im Leben hat auch die Kirchenmusik, die vor allem für einige der evangelischen Beitragenden eine wichtige religiöse Funktion besitzt. Mit der Kirchenmusik ist *I. Epstein* aufgewachsen und hat in der Gemeinde musikalisch mitgewirkt. Für *D. Haspelmath-Finatti* gehörte, wie sie selbst sagt, die Kirchenmusik zum Erziehungsgut einer Pastorentochter. Als Pfarrerin und Theologin befasst sie sich heute mit dem Gesang als körperlich-geistiger Ausdrucksform des Menschen. Über die Kirchenmusik hinaus würdigt *Ch. Egts* die Klassische Musik und betont die Dimension der religiösen Erfahrung, die sich in der Erhabenheit manifestiert angesichts der Ohnmacht

von Worten. Wo die Traktate versagen, kann die Musiksprache einen Eindruck der Wahrheit vermitteln.

Der Bildhauer *A. Kuhnlein* betont die religiöse Symbolik der Kunst und auch des Materials. Eine Identifikationsfigur kann Jesus von Nazaret sein, der von ihm als Provokateur rezipiert wird. So wie Jesus die Starrheit des kulturellen und religiösen Systems seiner Zeit durchbrach, so kann auch die Kunst ein Korrektiv sein, ein Raum freien Ausdrucks und prophetischer Kritik. Passend dazu vermittelt Kuhnlein einen Eindruck von Rauigkeit und Sperrigkeit in seiner künstlerischen Arbeit, in der Wahl des Materials und seiner Bearbeitung.

Dichtung und Literatur als Topoi religiöser Auseinandersetzung spielen für mehrere Autoren eine Rolle: Dostojewskis Romane bildeten für *J. Marte* einen Zugang zur Orthodoxie und ihrer Spiritualität, aber vielleicht nicht ganz zufällig erwähnen auch *A. Kuhnlein* und *A. Brandstetter* den russischen Schriftsteller in ihren Beiträgen. Für *H. Lichtenberger* ist die Dichtung eine lebenslange Begleiterin, im Positiven als geschätzte Kunst und im Negativen im Hinblick auf Kindheitserinnerungen.

5. Ökumene und Judentum

Dass Ökumene nicht allein auf zwischenkirchlicher und akademischer Ebene stattfindet, sondern dass das Zusammenwachsen der getrennten Christinnen und Christen im Leben und der gegenseitigen Begegnung geschieht, zeigen viele Beiträge in diesem Band.

Konfessionelle Vielfalt war für *I. Epstein* schon von Kindesbeinen an gegeben und ganz selbstverständlich. Als »Minderheit in der Minderheit« definiert sie retrospektiv einen Aspekt ihrer christlichen Identität, denn für sie – aus mennonitischem Elternhaus – war die »eigene« Kirche doch zu weit weg. Sie wuchs mit lutherischen und katholischen Schulfreundinnen und Lehrern auf und gewann ein differenziertes Bewusstsein von Ökumene, das den anderen Aspekt ihres Christseins ausmacht. Ähnliche Erfahrungen hat auch *E. Fischer* gemacht. Die gegebene Parität von Evangelisch und Katholisch in Deutschland und das Miteinander betont *S. Müller* im Rückblick auf ihre Kindheit.

Eine spezielle Nuance hat diese ökumenische Situation, wenn man wie Bischof *G. Feige* in der DDR aufgewachsen ist. In einem sozialistischen Staat standen Christinnen und Christen beider Kirchen vor derselben schwierigen Situation – Ökumene bedeutete auch die Solidarität der Bedrängten. Gemeinsame Wege und der gegenseitige Zusammenhalt bildeten ganz praktische Erfahrungen der Ökumene.

Wieder anders biografisch grundiert verhält es sich bei *D. Haspelmath-Finatti*. In einem lutherischen Pfarrhaus aufgewachsen, wurde im Laufe ihres Lebens die Ökumene, aber auch die interkulturelle und religiöse Offenheit zu einem wichtigen Lebensthema für sie. Ihr berufliches Wirken ist wesentlich vom Engagement für die Ökumene bestimmt; sowohl in der Forschung als auch in Gremien ist sie ganz Liturgiewissenschaftlerin und Ökumenikerin. Es ist daher wenig überraschend, sondern eher bezeichnend, dass in ihrem Beitrag die gelebte Öku-

mene und Nächstenliebe im Fokus stehen und besonders die Liturgie als Ort antizipativ verwirklichter Einheit stark gemacht wird: Wo Christinnen und Christen gemeinsam beten und singen, dort ist im Gottesdienst die Einheit schon Realität geworden.

Aktivitäten im ökumenischen Dialog finden sich bei vielen der beteiligten Autorinnen und Autoren, sei es im beruflichen Kontext wie soeben beschrieben bei *D. Haspelmath-Finatti* oder als Verantwortlicher für Ökumene bei der Deutschen Bischofskonferenz (Bischof *G. Feige*). Im Ökumenischen Rat der Kirchen arbeitete lange Zeit *A. Groth*, die bis vor Kurzem im Deutschen Bundestag saß; ihr ökumenisches Engagement verbindet sich mit politischem Einsatz in der Friedensbewegung und später im Parlament.

Öffentlich aktiv war auch *J. Marte*. Seine Jahre als österreichischer Diplomat in der UdSSR beschreibt er tief sinnig wie humorvoll und erklärt darin seinen von christlicher Solidarität motivierten persönlichen Einsatz für russische Glaubensgeschwister in Not. Den Ostkirchen ist er in seiner langjährigen Funktion als Präsident der in der Wiener Hofburg ansässigen Stiftung *Pro Oriente* treu geblieben und bringt seine diplomatischen Erfahrungen in den Dienst an der Ökumene ein. Hier wirkt er an der ökumenischen Annäherung zwischen den Kirchen mit durch offizielle Begegnungen ebenso wie durch die Förderung und Koordination akademischer Arbeit.

Als von der Diasporasituation geprägt könnte man die religiöse Sozialisation von *I. Epstein* und *G. Feige* bezeichnen, wobei einmal die Herkunft aus einer christlichen Minderheit im

Hintergrund steht, das andere Mal die gemeinsame Minderheitensituation der Kirchen in der DDR. Als Diaspora erfährt aber auch *M. Jandroković* ihre Identität als serbisch-orthodoxe Christin in Tübingen und später in Wien. Das Kennenlernen von und die berufliche Zusammenarbeit mit anderen christlichen Traditionen lassen bei ihr die eigene konfessionelle Identität ein stärker reflektiertes Profil gewinnen. Die Kirchlichkeit und der seit Kindheit an intensive Glaube sind prägend. Ökumene tritt im Beitrag eher als Kennenlernen der anderen zutage.

Im Zusammenhang mit der Trauung kam es für *S. Manuel* zum Eintritt in die Evangelisch-Lutherische Kirche, während *I. Epstein* formell erst 2002, also nach vielen Jahrzehnten der Beheimatung in ihrer lutherischen Gemeinde, den Konfessionswechsel vollzog. Sie waren zuvor baptistisch bzw. mennonitisch. Anders als bei *R. E. Ahmadi*, der vom Islam zum Christentum kam, wird bei beiden Autorinnen der Konfessionswechsel nicht als Zäsur beschrieben.

Das Verhältnis zum Judentum ist für *H. Lichtenberger* konstitutives Element seiner christlichen Identität. Der erste Teil der christlichen Bibel ist gleichzeitig ein Schriftcorpus, das Juden und Christen gemeinsam ist. Dabei hat ihn aber vor allem die Kirchengeschichte erschreckt, die gegenüber dem Judentum auch eine Schuldgeschichte ist. Die Verantwortung diesem besonderen Verhältnis gegenüber nimmt er beruflich als Spezialist für das Frühjudentum wahr. Auch *E. Fischer* bezieht sich mehrfach auf das Judentum, zum Beispiel, wenn Jesus als Jude erkannt wird oder die Zehn Gebote als ethisch-theologisches Rückgrat verstanden werden.